

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 6: "Unrast"

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

FRAGEZEICHEN HINTER DEN INDUSTRIELLEN «FORTSCHRITT»

Hinweise auf Herbert Marcuse und Wolfgang Abendroth

Eine romantische Tragödie hat Alfred Grosser in der Hamburger «Zeit» die Pariser Krisenwochen vom vergangenen Mai genannt. Romantisch, weil sie von Jugendlichen geschaffen und getragen wurden, deren Absichten edel, deren Begeisterung gross und deren Ziele verschwommen, widersprüchlich und unerreichbar waren. Mittlerweile ist aus dem drohenden, fast von allen Auguren vorausgesagten Zusammenbruch des gaullistischen Staates die stärkste der bisherigen Gaullisten-Fraktionen in der französischen Nationalversammlung hervorgegangen. Das Rätselraten über die Motive der *Rebellen* hat der Gewissheit Platz gemacht, dass sie in keiner Weise den Motiven der überwiegenden Bevölkerungsmehrheit entsprechen; diese Mehrheit scheint, kaum erst mit den ersten Auswirkungen des Macht-Vakuums konfrontiert, ihr Heil in der schnellstmöglichen Konsolidierung dieser Macht gesucht zu haben. Um die Wortführer der Revolte dagegen ist es still geworden. Die Ereignisse wickelten sich zur Zufriedenheit all jener ab, die der internationalen Kaskade von Studentenunruhen ohnehin nur ein Kopfschütteln abgewonnen hatten.

Indes brennt die Frage, aus was für Beweggründen die erstaunlich verwandten Demonstrationen jugendlicher Intellektueller von Berkeley bis Berlin schöpften, manchem kritischen Zeitgenossen weiterhin und erst recht auf den Nägeln. Deutungsmodelle bieten sich in grosser Zahl an; meist verrät ihr Denkansatz Herkunft und Interessenlage seines Verfassers schon nach wenigen Sätzen. Unterzieht man die Fülle der Kommentare einer ersten Grobgliederung, so könnte man vielleicht unterscheiden zwischen den Anwälten des *indu-*

striellen Konflikts auf der einen Seite, jenen des *demokratischen Konsumismus* auf der andern. Mit andern Worten zwischen Beobachtern, die gegenüber den Entwicklungsmerkmalen der modernen Industriegesellschaft einen tiefliegenden *Argwohn* hegen, und solchen, die überzeugt sind, dass die *Bilanz* der wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre nur eine *positive* sein kann.

Zwei prominenten Vertretern der «kritisches-argwöhnischen» Gruppe, die vor allem im deutschen Sprachgebiet Reputation erlangt haben, gelten die nachfolgenden Hinweise: *Herbert Marcuse*, dessen Notorietät wohl in keinem Verhältnis steht zur Bekanntheit seiner philosophischen Schriften; *Wolfgang Abendroth*, Professor für wissenschaftliche Politik in Marburg, dessen Name in den Unruhe-Diskussionen westdeutscher Studenten ebenfalls zu den vielzitierten zählte.

Von beiden Verfassern sind in der Reihe «Soziologische Texte» des Hermann Luchterhand Verlags Beiträge erschienen, die man als Quintessenz ihres Denkens werten darf. (Herbert Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*, Band 40; Wolfgang Abendroth, *Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie*, Band 47.) Der Vorrang gebührt im Rahmen dieser Beprechung Marcuses «Erfolgswerk», da es eine umgreifende Theorie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft skizziert, während Abendroth in seinem Sammelband über zwanzig teils recht unzusammenhängende Aufsätze zur politischen Soziologie der Bundesrepublik vorlegt. Immerhin lässt sich versuchen, das *Gemeinsame* im Ideengut der beiden Verfasser anhand bestimmter Problemkreise darzustellen.

Problemkreis 1: Das Fortbestehen der Unfreiheit in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft

Es ist kaum übertrieben, wenn man feststellt, dass in allen industriellen Demokratien der *westlichen* Welt nach 1945 ein Selbstverständnis zunehmender Freiheit Platz gegriffen hatte. Im Anblick der sich rasch ausbreitenden kommunistischen Diktatur hat dieses westliche Selbstverständnis reichlich Nahrung gefunden, ohne sich allzusehr an den Tatsachen innerhalb des eigenen Systems beglaubigen zu müssen. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Ideen von *Karl Marx* schien schon deshalb nicht geboten, weil sich der Ost-West-Konflikt bis zum Abschluss der stalinistischen Ära praktisch auf der militärischen Ebene abspielte.

Eine wesentlich andere politische Konfiguration bietet sich heute dar. Nicht nur hat auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs eine deutliche Pluralisierung der Konzepte und Machtgruppierungen eingesetzt, sondern die Grossmacht, die gleichsam als Leitbild der westlichen Freiheits- und Prosperitätsvorstellungen gedient hatte, die USA, ist nun durch mannigfaltige innen- wie aussenpolitische Verstrickungen in hohem Masse «verdächtig» geworden. Sie ist es insbesondere für die *junge europäische Generation*, deren Erinnerung in keiner Weise durch die Emotionen der Kriegs- und Nachkriegszeit belastet ist. Hinzu kommt, dass sich gerade in den fortgeschrittensten Industriedemokratien, am Ende einer relativ problemlosen Mengenkonjunktur, qualitative Umstrukturierungen aufdrängen, die sowohl wirtschafts- als auch staatstheoretische «Selbstverständlichkeiten» der letzten Jahrzehnte in Frage stellen.

Sicher scheint, dass die so «freiheitsgewohnten» Industriedemokratien des Westens damit in eine *selbstkritischere Phase* eingetreten sind. Vielleicht erklärt dies zum Teil die Re-Aktualisierung des Marxschen Gedankengutes in Kreisen, die sich deswegen noch lange nicht als Sympathisanten des Kommunismus verstehen.

Das Sensorium für die zahlreichen Formen der Unfreiheit «im eigenen Lager» hat sich geschärft. *Wolfgang Abendroth* geht in einem seiner Aufsätze («Ist der Marxismus überholt?», S. 347ff., a. a. O.) so weit, zu behaupten, die von Marx und Engels formulierte Grundproblematik des arbeitenden Menschen in der industriellen Gesellschaft, seine «Entfremdung» und «Verdinglichung» also, sei unverändert geblieben. Unsere gegenwärtige Situation mache immer wieder deutlich, «dass gesellschaftliche Institutionen — sowohl sozialökonomische Gegebenheiten, die der gesellschaftliche Arbeitsprozess des Menschen erzeugt, als auch politische Organisationen und Rechtsnormen — sich als verselbständigte Mächte über die Menschen erheben ... und eine unabhängige Macht bilden. Solange diese Lage besteht, wird also die Aufgabe bleiben, den Menschen dadurch zum Herrn seiner eigenen Geschichte zu machen, dass er diese Entfremdungs- und Verdinglichungserscheinungen erkennt und auflöst. Das ist jedoch das Grundproblem marxistischen Denkens, das mindestens insofern seine Aktualität nicht eingebüßt hat».

Wesentlich subtiler analysiert *Herbert Marcuse* das, was er als die Unfreiheit der modernen Industriegesellschaft versteht. Eine «komfortable, reibungslose, vernünftige, demokratische Unfreiheit» herrscht nach seinen Worten vor, ja Unfreiheit korreliert geradezu mit dem System, welches die zunehmende *Befriedigung von Bedürfnissen* sicherstellt. Infolge der Art, wie sie ihre technische Basis organisiert hat, tendiert die gegenwärtige Industriegesellschaft zum Totalitären, weniger durch eine terroristische politische als durch die ökonomische technische Gleichschaltung, die sich in der Manipulation von Bedürfnissen durch althergebrachte Interessen geltend macht.

Die wirksamste Form des Kampfes gegen die Befreiung, schreibt Marcuse, bestehe darin, den Menschen Bedürfnisse einziumpfen, welche die veralteten Formen des Kampfes ums Dasein verewigen. Alle Befreiung, die diesen Namen verdient, müsste demgegenüber beginnen im *Be-*

wusstsein der Knechtschaft; nur wird diese Bewusstwerdung durch das Vorherrschen von Bedürfnissen behindert, mit denen sich die Menschen schon weitgehend identifizieren. Hierin sieht Marcuse einen der beunruhigendsten Aspekte der heutigen Zivilisation: ihre Produktivität und Leistungsfähigkeit; ihr Vermögen, Bequemlichkeiten zu erhöhen, Verschwendungen in Bedürfnis zu verwandeln; das Ausmass, in dem diese Zivilisation die Objektwelt in eine Verlängerung von Geist und Körper des Menschen überführt, macht selbst den Begriff der *Entfremdung* fragwürdig. Die Menschen erkennen sich ja in ihren Waren wieder. Der Mechanismus selbst, der das Individuum an seine Gesellschaft fesselt, hat sich geändert; die soziale Kontrolle ist in den neuen Bedürfnissen verankert, die sie hervorgebracht hat.

Problemkreis 2: Die Gesellschaft ohne Opposition

An dieser Stelle führt Marcuse jenes *antagonistische Grundmuster* ein, von dem sein ganzes Werk beherrscht ist. Es geht ihm um die «innere Freiheit», um jenen privaten Raum, worin der Mensch «er selbst» werden und bleiben kann. Durch die technologische Wirklichkeit und deren heutige Organisation werde dieser private Raum beschneidet. Es schwinde die innere Dimension des Geistes, in der eine Opposition gegen den Status quo Wurzeln schlagen kann. Der Verlust dieser Dimension, in der die Macht negativen Denkens — die kritische Macht der Vernunft — ihre Stätte hat, ist das ideologische Gegenstück zu dem sehr materiellen Prozess, in dem die fortgeschrittene Industriegesellschaft die Opposition zum Schweigen und mit sich in Einklang bringt. «Unter ihrer handgreiflichen Dynamik ist diese Gesellschaft ein völlig statisches System des Lebens: sie reproduziert sich stets aufs neue in ihrer unterdrückenden Produktivität und Gleichschaltung. Die Eindämmung des technischen Fortschritts geht Hand in Hand mit seinem Anwachsen in der festgelegten Richtung. Ganz abgesehen von

den politischen Fesseln, die der Status quo dem Menschen auferlegt, wird dieser an Leib und Seele gegen die Alternative organisiert ...»

Hier wäre, im Sinne der kritischen Auseinandersetzung, auf das Problem der *politischen Willensbildung* in den fortgeschrittenen industriellen Demokratien näher einzugehen. Es klingt zunächst recht einfach, wenn man das Wesen der Demokratie damit umschreibt, dass in ihr *Identität von Regierenden und Regierten* bestehe. In einem seiner Aufsätze weist *Abendroth* («Das Problem der innerparteilichen und innerverbandlichen Demokratie in der Bundesrepublik», S. 272ff., a. a. O.) auf die Gefahr hin, dass sich die Selbstbestimmung des Volkes in blosse Auswahlmöglichkeit beliebig entscheidender Führer auflöst. Soziologisch gesehen drohe die Monopolisierung der politischen Willensbildung durch oligarchische Führungszentren in Parteien und Verbänden. Diese Führungsgruppen neigen dazu, sich mit andern (gesellschaftlichen und ökonomischen) Machtzentren zu verbinden. Demokratische Entwicklung beruht jedoch nach wie vor auf der Existenz einer kritischen öffentlichen Meinung. In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation kann aber das öffentliche Räsonnement nach liberalem Modell, die Diskussion zwischen den Individuen einer relativ homogenen gesellschaftlichen Schicht, offenkundig nicht mehr funktionieren; die Kommunikation zwischen den *institutionalisierten Gruppen* hat den Raum besetzt, und sie ist, nach Abendroth, weitgehend manipulativ. Deshalb hat *Jürgen Habermas* mit Recht darauf hingewiesen, dass eine Meinung nur in dem Masse «öffentliche» heißen dürfe, in dem sie zugleich aus einer organisationsinternen Öffentlichkeit des jeweiligen Mitgliederpublikums als auch aus der zwischen den gesellschaftlichen Organisationen und den staatlichen Institutionen selber sich diskutant herstellenden Öffentlichkeit hervorgeht.

Doch selbst angenommen, diese Wechselwirkung zwischen organisationsinterner und öffentlicher Meinungsbildung sei

intakt: wäre damit die Fortentwicklung des gesellschaftlichen Systems im Hinblick auf das Optimum an individueller Entfaltung gesichert? Wiederum setzt Marcuse in seiner kritischen Analyse den Hebel tiefer an. Nach seiner Auffassung unterbindet die fortgeschrittene Industriegesellschaft jeden echten sozialen Wandel dadurch, dass sie diejenigen Kräfte integriert, die bislang ihre Rolle als *Ort der Opposition* gespielt hatten. Der *Proletarier* auf früheren Stufen des Kapitalismus war das Lasttier, das durch die Arbeit seines Körpers für die Lebens- und Luxusbedürfnisse sorgte, während er in Dreck und Armut lebte. So hatte ihn Marx erlebt, als lebendige Absage an die herrschende Gesellschaft. Demgegenüber verkörpert der organisierte Arbeiter in den fortgeschrittenen Bereichen der technologischen Gesellschaft diese Absage weniger deutlich, die negative Position der arbeitenden Klasse ist damit entscheidend geschwächt worden. Dieser Trend, schreibt Marcuse, verstärkt sich durch die Auswirkung der technologischen Organisation auf Seiten der Betriebsführung. Herrschaft wird in Verwaltung überführt. In der umfassenden Hierarchie geschäftsführender Ausschüsse, die sich weit über das Einzelunternehmen hinaus auf das wissenschaftliche Forschungsinstitut, die nationale Regierung und das nationale Interesse erstrecken, verschwindet die reale Quelle der Ausbeutung hinter der Fassade objektiver Rationalität. Hass und Enttäuschung werden ihres spezifischen Ziels beraubt, und der technologische Schleier verhüllt die Reproduktion von Ungleichheit und Versklavung. Mit dem technischen Fortschritt als ihrem Instrument wird Unfreiheit — im Sinne der Unterwerfung des Menschen unter seinen Produktionsapparat — in Gestalt vieler Freiheiten und Bequemlichkeiten verewigt. Denn in Wirklichkeit wiegt weder die Anwendung eher administrativer als physischer Kontrollen noch die Änderung des Charakters schwerer Arbeit, noch die Angleichung der Berufsgruppen, noch die Gleichstellung im Konsumbereich die Tatsache auf, dass die Entscheidung

über Leben und Tod, über persönliche und nationale Sicherheit von Stellen aus getroffen werden, über welche die Individuen keine Kontrolle haben. Jedoch: es besteht kein Grund, auf Selbstbestimmung zu dringen, wenn das verwaltete Leben das bequeme und sogar «gute» Leben ist. Das ist der Grund für die Vereinigung der Gegensätze, für eindimensionales politisches Verhalten, für das mehr und mehr sichtbare Einverständnis von Kapital und organisierter Arbeiterschaft.

Problemkreis 3: Ansätze zur gesellschaftlichen Therapie

In nahezu allen Kommentaren, die ich bisher zum Gedankengut Marcuses zu lesen bekam, überwiegt der *Negativismus*, eine fast hasserfüllte Abneigung des deutsch-amerikanischen Denkers gegen die Früchte der Wohlstandsgesellschaft. Tatsächlich fällt es auf Anhieb nicht leicht, den kritischen Betrachtungen des Autoren einen konstruktiven Zug abzugehn. Und doch umreisst Marcuse schon auf den ersten Seiten seines Buches die *wertgeladenen Prämissen*, an die seine kritische Theorie der Gesellschaft anknüpft: erstens die Prämisse, dass das menschliche Leben lebenswert ist oder vielmehr lebenswert gemacht werden kann und soll. Dieses Werturteil, stellt Marcuse fest, liegt aller geistigen Anstrengung zu Grunde, seine Ablehnung würde einer Ablehnung der Gesellschaftstheorie als solcher gleichkommen.

Zweitens gilt nach Marcuse die Prämisse, dass in einer gegebenen Gesellschaft spezifische Möglichkeiten zur Verbesserung des menschlichen Lebens bestehen: der etablierten Gesellschaft steht eine nachweisbare Quantität und Qualität geistiger und materieller Ressourcen zur Verfügung. Die Frage muss lauten: wie können diese Ressourcen für die optimale Entwicklung und Befriedung individueller Bedürfnisse und Anlagen bei einem Minimum an schwerer Arbeit und Elend ausgenutzt werden?

Es scheint wichtig zu sein, diese *therapeutische Intention* im Denken des oft nur negativ zitierten (und wohl meist nicht gelesenen) Philosophen hervorzuheben, eine Intention, die durchaus darauf zielt, *soziale Wirklichkeit zu verändern* und nicht im Raum der leeren Abstraktion hängen zu bleiben. Die Objektwelt, schreibt Marcuse, ist die Welt eines spezifisch geschichtlichen Entwurfs und ist niemals ausserhalb dieses geschichtlichen Entwurfs erreichbar. «Transzendent» wird denn auch dieser Entwurf nur insofern genannt, als es darum geht, eine etablierte, von partikularen Mächten beherrschte gesellschaftliche Ordnung zu überschreiten, jedoch unter deutlich bezeichneten Bedingungen:

1. Der transzendenten Entwurf muss mit den realen Möglichkeiten übereinstimmen, die auf dem erreichten Niveau der materiellen und geistigen Kultur offen sind.
2. Um die je bestehende Totalität als falsch zu erweisen, muss der transzendenten Entwurf seine eigene höhere Rationalität in dem dreifachen Sinne belegen, dass er
 - a) die Aussicht bietet, die produktiven Errungenschaften der Zivilisation zu erhalten und zu verbessern;
 - b) die bestehende Gesellschaft in ihrer Wesensstruktur, ihren Grundtendenzen und -beziehungen bestimmt;
 - c) der Verwirklichung einer Befriedung des Daseins eine grössere Chance bietet im Rahmen von Institutionen, die der freien Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und Anlagen eine grössere Chance bieten (S. 232ff., a. a. O.).

Damit wird deutlich, dass für die äusserst kritische Einstellung Marcuses zur technologischen Gegenwart weder elitäres Anrennen wider die «Massengesellschaft» noch Fixierung in einem vortechnischen Natürlichkeitsdenken im Spiel sind. Wenn die angestrebte Vollendung des technologischen Entwurfs einen Bruch mit der herrschenden technologischen Rationalität notwendig macht, dann hängt «dieser

Bruch wiederum vom Fortbestehen der technischen Basis selbst ab». Denn eben diese Basis hat die Befriedigung der Bedürfnisse und die Verringerung harter Arbeit ermöglicht — sie bleibt die wahrfahrtige Basis aller Formen menschlicher Freiheit. Die qualitative Änderung liegt mithin im Umbau der Basis, das heisst in ihrer Entwicklung im Hinblick auf andere Zwecke.

Den Nachweis freilich, *wo innerhalb der bestehenden Gesellschaft dieser «Umbau im Hinblick auf andere Zwecke»*, diese Befreiung des Bewusstseins von «repressiven Zielen» ansetzen könnte, bleibt uns Marcuses kritische Theorie schuldig. Was früheren Theorien, etwa der Marxschen Lehre, möglich war, nämlich die konkrete Bezugnahme auf die Anliegen und Bedürfnisse einer bestimmten Klasse, das gerade ist dem neuen kritischen Entwurf verwehrt: «Das Volk, früher das Ferment gesellschaftlicher Veränderung, ist aufgestiegen, um zum Ferment gesellschaftlichen Zusammenhalts zu werden.» Deshalb die Unwirksamkeit der traditionellen Mittel und Wege des Protests. Deshalb das fruchtlose Ansinnen, die Anliegen der Studenten mit dem (nicht mehr vorhandenen) oppositionellen Bewusstsein der Arbeiter zu koppeln. Deshalb das wider Erwarten «banale Ende» der französischen Mai-Krise, von der diese Rezension aus gegangen ist.

*

Die «Eindimensionalität» unseres Daseins, die in der kritischen Diagnose Herbert Marcuses den roten Faden der Betrachtungen liefert, kann als weitere Variante zum oft angeführten «Unbehagen im Wohlstand», zum «helvetischen Malaise» (das gar kein «helvetisches», sondern wohl eben ein industrie-demokratisches ist), vielleicht auch ganz grundsätzlich zum «unglücklichen Bewusstsein» als Wesenteil der menschlichen Existenz aufgefasst werden. In einem seiner lesenswertesten Kapitel weist Marcuse auf die «transzenderenden» Eigenschaften von Literatur und Kunst in der vortechnischen Kultur

hin, auf ihre Unvereinbarkeit mit der erlebten Wirklichkeit. Ihre Wahrheit, schreibt er, bestand wesentlich darin, den Widerspruch auszuhalten und zu bewahren — das unglückliche Bewusstsein der gespaltenen Welt, der vereiteten Möglichkeiten, der unerfüllten Hoffnungen, der verratenen Versprechen. Sie waren eine Kraft der Erkenntnis, die eine Dimension von Mensch und Natur blosslegte, die in der Wirklichkeit unterdrückt und verstoßen wurde.

Zu sagen, diese *Spannung zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen* sei durch die heutige gesellschaftliche Ordnung ge-

riger geworden als in früheren Jahrhunderten, wäre wohl zumindest voreilig geurteilt. Wie die Spannungen und Konflikte der Gegenwart fruchtbringend auszutragen sind, das freilich bleibt die Aufgabe. Uns dünkt, die *arriviert*e Generation hätte viel zu gewinnen, wenn sie sich um ein vertieftes Verständnis der auch heute virulenten Konfliktherde im gesellschaftlichen Zusammenleben bemühen würde. Die Namen Marcuse und Abendroth dürften im Rahmen eines solchen Unterfangens kaum übergangen werden.

Edmond Tondeur

GESCHLOSSENE RÄUME

Kritische Variationen des menschlichen Zusammenlebens in der neuesten deutschen Literatur

Alte und neue Spielarten des politischen Romans?

Vom politischen Engagement des Schriftstellers ist nie häufiger gesprochen worden als heute, und es hat sich auch im letzten Jahr deutlich und eindeutig manifestiert. Man lese etwa die neueste, in alljährlicher Folge geplante Anthologie des Klaus Wagenbach Verlages, «Tintenfisch» benannt¹: neben literarischen Texten im engeren Sinn nehmen hier publizistische Äusserungen der Schriftsteller zum Tagesgeschehen oder zu politischen Grundsatzfragen einen ungewöhnlich grossen Raum ein. Da findet sich Reinhard Lettaus Rede «Von der Servilität der Presse», Max Frischs den Zürchern bekannte Brunneninschrift, Martin Walsers Rede zum internationalen Vietnam-Tag «Amerikanischer als die Amerikaner» und Peter Rühmkorfs Aufsatz «Das Gedicht als Lügendetektor».

Und die Nummer 13 der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen Zeitschrift «Kursbuch» ist dem Thema «Die Studenten und die Macht» gewidmet und vermittelt Information über die Studentenbewegung

in der ganzen Welt, mit einem Nachwort von Hans Magnus Enzensberger (in dem er das deutsche Establishment als einen «Neuen Faschismus» darstellt)².

Wer sich, von diesen Texten herkommend, den erzählenden Neuerscheinungen des letzten Jahres zuwendet, wird zwar darin eine grundsätzliche Opposition gegen das Etablierte finden, die der von Enzensberger geäusserten durchaus entspricht, aber, und das mag zunächst erstaunen, wenig direkte Beziehung zum politischen Tagesgeschehen.

So dürfte es kein Zufall sein, dass der einzige im engeren Sinne politische Roman von einem ostdeutschen Autor stammt: «Die Tage in W.» von *Rolf Schneider*, schon 1962 geschrieben, aber erst 1967 im Westen veröffentlicht³.

Sein Thema ist die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtergreifung; sein Inhalt lässt sich leicht resümieren: ein junger Journalist, ein gutwilliger, durchschnittlich begabter, unpolitischer junger Mann gerät, einem vielversprechenden Auftrag folgend, auf die Spuren eines politischen Mordes — er will ihn aufdecken, aber scheitert am

zähen Widerstand der kleinen Stadt. Ein gut geschriebener, spannender — und konventioneller Roman, ein politischer Roman, gewiss, mit Einschlägen des Abenteuerlichen und der weltanschaulichen Besinnung, mit dem üblichen Schema des guten Armen und des schlechten Reichen.

Aber die einfachen Fronten, die sich aus den dreissiger Jahren herauskristallisieren lassen (hier das Gute: der Kommunismus — dort das Schlechte: die Anhänger oder Dulder des Nationalsozialismus), sind nicht einfach auf die Gegenwart übertragbar. So sind die «Tage in W.» zwar ein gewissermassen politisches Buch, aber ohne Beziehung zu Fragen der Gegenwart, weder zu ostdeutschen noch zu westdeutschen — es ist — so nahe die beschriebene Zeit uns heute Lebenden auch sein mag, letztlich (und also in Übereinstimmung mit der konservativen Formgebung!) ein historischer Roman.

Sollte man vielleicht *Horst Bieneks* Roman «Die Zelle» als westdeutschen Antipoden dieses ostdeutschen Werkes bezeichnen — diesen Roman, in dem der fast vierzigjährige Autor (er ist der Älteste in dieser Reihe) aus seiner Erfahrung der russischen Gefangenschaft heraus eine literarische Gestaltung der menschlichen Gefangenschaft schlechthin herauswachsen lässt⁴? Vertritt er die westliche Spielart des politischen Romans? Dem Fortschrittsglauben der ostdeutschen Seite stände dann der Hinweis auf die Opfer dieses Fortschritts gegenüber, dem Glauben an die Widerstandsmöglichkeiten des Einzelnen die Einsicht in seine Schwäche, dem alt-hergebrachten Roman der Antiroman aus Becketts Einflusssphäre?

Das letzte zum mindesten, die obige Gleichung möge sonst so fragwürdig sein, wie sie wolle, stimmt: Bieneks Buch, weit vom konventionellen Roman entfernt, entält einen konsequent durchgeführten inneren Monolog, in Abschnitte gegliedert, aber fast ohne Punkte, einen einheitlichen Ablauf, nein, ein Kreisen um immer dasselbe in allen seinen Ausstrahlungen: um die Zelle, mehr noch um das Zellen-Bewusstsein des Gefangenen.

Dabei ist das einzig Kritisierbare an diesem starken, dichten Buch die örtliche Fixierung des Inhalts an die DDR. Soll sie dem Westen ein Alibi verschaffen oder, wahrscheinlicher, dem Werk einen Rest konkreten greifbaren Hintergrunds? Mehr als ein Ansatzpunkt auf jeden Fall ist sie nicht; denn der ostdeutsche Zeichenlehrer, der eines Tages verhaftet wird (vielleicht weil auf seiner Schule westliche Zeitungen und Bücher auflagen) und nun auf sein Verhör wartet, ist zugleich, und auf jeder Seite des Buches, der Gefangene schlechthin: der zuerst noch in Erinnerungen lebt, sich auflehnt, auf Entlassung wartet, Gefängnisspiele und -tricks beherrscht, mit einem Zellennachbarn Freundschaft schliesst — bis er nachgibt, akzeptiert, zu einem Zellenbewohner wird: kontaktlos, mit Geschwüren bedeckt, leidend und todesbereit; der mehr und mehr alles verliert, was zum Menschen gehört, zuletzt auch das Bewusstsein seiner Identität. Ist er wirklich der liberale bürgerliche Zeichenlehrer, oder ist er der Kommunist, der den Kardinal ermorden sollte, oder ist er vielleicht der Lustmörder, der dreissig Jahre lang nicht entdeckt wurde? Seine Identität verliert sich, Realität und Halluzination vermischen sich um so mehr, je näher er dem Tod kommt. Nur eines bleibt fest, die Zelle, «ein Ende, das nicht Schluss ist»: sie erscheint ihm schliesslich als Ziel, als Grundform seiner Existenz: «Ich glaube, in jedem Fall, die Zelle hat auf mich gewartet, ich trug sie in mir, von Anfang an, so etwas soll es geben, und ich erinnere mich auch, dass mich früher, wenn ich an Gefängnissen oder Kasernen vorüberkam, ein seltsames, unerklärliches, fiebriges Gefühl überfiel, ich habe das für Mitleid gehalten, mit denen, die hinter den Mauern eingesperrt waren, heute weiss ich, es war mehr . . .»

So entwickelt sich hier, gewissermassen vor der Kulisse des politischen Romans, eine Tragödie der menschlichen Hilflosigkeit; wird Zeugnis abgelegt — gewiss nicht von dem, was der Mensch ist, wohl aber von dem, was, unter dem Druck der Gewalt, aus ihm werden kann.

Eine Provokation der Gesellschaft oder der Literatur?

Von einem solchen Rückzug des Menschen in die Zelle der Einzelhaft und Hilflosigkeit scheint das Werk des um ein Jahrzehnt jüngeren *Peter Handke* weit entfernt. Wer, wie Handke, ein Theaterstück «Publikumsbeschimpfung» nennt und es auch als eine solche beginnen lässt, der hat es offensichtlich darauf abgesehen, das althergebrachte Verhältnis zwischen Autor und Publikum gründlich zu verändern⁵. Aber das Sprechstück, das dergestalt als Beschimpfung der Gesellschaft beginnt, enthält in seinem Kern — vielleicht zum nicht geringen Erstaunen des eingangs beschimpften Publikums — weniger eine Herausforderung der Gesellschaft als einen Kampf gegen die (bereits seit langem erschütterten) Formen des Theaters; es ist ein Manifest also mehr einer literarischen als einer gesellschaftlichen Revolution.

Das gleiche gilt für die Romane Handkes, vor allem für den zweiten, «Der Hausierer», der die Form des Kriminalromans einerseits in einer scharfsinnigen Analyse auf ihre Elemente zurückführt, andererseits in oft zusammenhanglosen Sätzen eine Musterkarte möglicher Durchführungen präsentiert⁶. Ein Experiment, das fasziniert, Bewunderung weckt und — schliesslich langweilt. Am eindrücklichsten ist vielleicht das Kapitel «Die falsche Entlarvung», das der Verdächtigung der Hausiererfigur vorangeht. Aus der Analyse der Formelemente blitzt hier, plötzlich, eine kritische Analyse gesellschaftlichen Verhaltens auf, etwa in einer Aufzählung von Menschen, die Verdächtigungen anziehen: «Die Person ist als guter Schütze bekannt. Die Person hat ein fliehendes Kinn. Die Person hat gehetzte Augen. Die Person gehört einem andern Volk an ... Die Person tut, als sage sie die Wahrheit. Die Person hat keinen festen Wohnsitz. Die Person geht keiner geregelten Arbeit nach. Die Person hat einen schlechten Ruf. Die Person tut unschuldig. All das sind Schuldbeweise.»

Wenn über Handke einmal gesagt

wurde, mit ihm sei «entweder der grösste Bluff erschienen oder der spannende Prozess einer Verselbständigung von all dem, was in der Luft liegt», so ist eine solche Bemerkung ein Hinweis auf die Unsicherheit, die den Leser gerade diesem Autor gegenüber befällt, und begründeterweise befällt. Denn die von Handke ausgehende Provokation sucht, in seltsamer Verkehrung, zwischen dem Leser und dem Werk eine Distanz zu schaffen, die nur durch einen entschlossenen Widerstand des irritierten Lesers überwunden werden kann.

Das neueste Buch Handkes, eine Sammlung von Prosatexten unter dem Titel «Begrüssung des Aufsichtsrats», wird allerdings den Leser weniger irritieren als die Romane, weil die Kurzgeschichte dem Autor nicht die Möglichkeit gibt, sein Thema bis zum Ende durchzuexerzieren, sondern ihn an immer andern, wenigstens scheinbar andern, Themen unablässig auf die Probe stellt⁷. Das Grundmuster der Erzählungen bleibt sich freilich gleich: ihr Thema ist, ausnahmslos, Grausamkeit, Gewalt, Unrecht, ausgeübt von Einzelnen oder Gruppen — und immer ist die Tonart kühl sachlich, juristisch distanziert, unbeteiligt — als bemühe sich der Autor, den grösstmöglichen Gegensatz zwischen Stil und Inhalt zu finden, als sei zu demonstrieren, dass über Kafkas Sachlichkeit hinaus noch eine Steigerung möglich sei. Oder: als sei das Thema der Gewalttätigkeit und des Unrechts nur durch grösstmögliche Kühle zu meistern, das Publikum nur zu erreichen, indem man alle herkömmlichen Formen des Kontakts umgeht.

In der Zeit der kurzen Röcke und hohen Stiefel

Was für ein Gegensatz zwischen dem Werk des bereits arrivierten Peter Handke und dem eines Romandebütanten dieses Jahres: *Rolf Dieter Brinkmanns* «Keiner weiss mehr⁸»! Nicht Abstraktion der Sprache, keine segmentierten Sätze finden wir hier, sondern einen nicht endenwollenden Redestrom, nicht gefühlvoll, schon gar nicht sentimental, eher schnoddrig, aber nahe der unmittelbaren Erfahrung; eine Fülle

von beobachteten Details, von Gedankenfetzen, Gesehenem, Gehörtem mit sich schleppend, in Sätzen, die sich verwickeln, stolpern, weiterstossen — halb Psycho gramm, halb Rechenschaftsbericht.

Ein Roman über eine junge Ehe, der sich gibt, als sei noch kein Roman über junge Ehen geschrieben worden. Und tatsächlich dürfte es ein Buch über eine *solche* junge Ehe noch kaum geben: die geschlossen wurde ohne rechte Absicht und ohne rechten Widerstand, die scheitert ohne Grund («Dabei hatte sich im Grunde noch immer nichts zwischen ihnen verändert»), die weitergeht, weil es keine bessere Möglichkeit gibt und weil tatsächlich eine Bindung da ist, die einer Fesselung gleicht. Dies alles festgehalten vom Manne, nur von ihm aus gesehen, ohne Absicht der Deutung, mit dem Willen zur Änderung, aber ohne Fähigkeit, die angebotenen Allerweltsrezepte anzunehmen.

Eine in sich geschlossene Welt ohne Alternative, eine «Zelle» gewissermassen auch sie, in welcher der Mensch eingeschlossen bleibt, selbst wenn er sich räumlich entfernt. Zwei Freunde des Mannes treten als Randerscheinung auf und bilden eine dauernde Quelle der Beunruhigung und des hilflosen Vergleichs, sonst bleibt die Welt geschlossen, eine Welt aus drei Menschen, namenlos sie alle: ein redender «Er», seine Frau, das Kind. Personen, Menschen sind das nicht: das Kind ein laufgitterbewohnendes, klötzenwerfendes Etwas, die Frau («sie»), attraktiv und nicht dumm, wie die Freunde ihm beruhigend sagen, beschrieben in momentanem Aussehen, Gegenständen, die ihr gehören, Bruchstücken des Verhaltens; der Mann, ein junger Schriftsteller noch vor dem Erfolg, ja vor der eigentlichen Arbeit, ein registrierendes Bewusstsein und Gegenstand dieses Registrierens zugleich. Sich hineinbohrend, hineinwühlend in seine Ehe, unablässig beschäftigt mit seiner Frau (vielleicht «aus Angst, sich einmal Klarheit über sich zu verschaffen»), betrachtet er die Dinge mit bohrendem Nahblick, der nichts erhellt, vielmehr alles in Teilstücke zerfallen lässt.

Die Krankheitsgeschichte einer Ehe, aufgezeichnet, ohne etwas auszulassen, mit peinlicher Genauigkeit das Sexuelle beschrieben als Exempel und Ursprung der Entfremdung — ein Sonderfall also, privat und zeitlos? Ein Sonderfall, gewiss, aber der Sonderfall eines Heutigen, eines jungen Zeitgenossen. Das Buch ist tatsächlich so etwas wie ein Zeitroman, allerdings sehr besonderer Art: datierbar nicht nach politischen Ereignissen, sondern nach modischen Neuigkeiten; er spielt nicht, mit Max Frischs Brunneninschrift zu sprechen, «zur Zeit des Krieges in Vietnam», sondern in den Jahren der kurzen Röcke, hohen Stiefel und zopfmustergestrickten Pullover. Das Angebot der Konsumwelt überflutet das Bewusstsein des Mannes mit Bildern, zusammenhanglos, sexbestimmt verlockend: und er trägt die davon geweckten Wünsche und Vorstellungen an seine Ehe, an seine Frau heran, ohne diesen Kreis ändern oder sich daraus entfernen zu können: «Was er dauernd von draussen mitbrachte, waren andere Bilder, voller als die, die er von ihr hatte, spürte sie, durch diese anderen, fremden Bilder in die Enge gedrängt und dadurch in eine abwehrende Haltung ihm gegenüber getrieben.» Nach aussen gewandt und begierig, dieses Aussen aufzunehmen, bleibt er doch kontaktlos, in sich selbst eingeschlossen: ein halb revol tierender, halb resignierender Zeitgenosse. Und das Buch, der ihm zugeschriebene Rechenschaftsbericht, ist zwar gewiss ein Stück Literatur, aber mehr noch das Dokument eines verzweifelten Versuchs, sich in einer Umwelt von Bildern anzusiedeln.

Ein Erziehungsexperiment

Das erste umfangreichere Buch von Renate Rasp, «Ein ungeratener Sohn» genannt, ebenfalls als ein Dokument zu bezeichnen, wäre gewiss falsch; es ist eher ein Bravourstück einer erstaunlichen und erschreckend geradlinigen Schreib-Begabung⁹. «Vielleicht bleibt die Bestie lebendig in ihr», schrieb ein deutscher Kritiker. «Dann braucht die lesende Mitwelt sich über die literarische Zukunft der Renate Rasp keine

Sorge zu machen.» Ein Satz, der das Werk charakterisiert—aber mehr noch den gegenwärtigen literarischen Markt. Sowie frühere Zeiten das «Schöne, Gute und Wahre» als obersten Wert schätzten (und einiges an Verlogenheit dafür in Kauf nahmen!), so ist heute ganz offensichtlich die «Bestie» gefragt, und der junge Autor tut, diese Marktlage bedenkend, gut daran, sie in sich lebendig zu halten. Und teuflisch, freilich, dies sei zuzugeben, ist der Einfall, der diesem Werk zugrunde liegt: ein Stiefvater will aus seinem Stiefsohn einen — Baum machen; er zwingt ihn zu einer unmöglichen Diät, zu strengen Übungen, nimmt ihn aus der Schule, pflanzt ihn schliesslich im Garten ein und schneidet seine Hände ab, damit Zweige ausschlagen können. Das Scheitern des Planes aber deutet er als Versagen des Jungen. Ein teuflischer Einfall — und eine nicht minder teuflische, nämlich eine unbeugsam konsequente Durchführung: nicht nur exakt, sondern liebevoll wird jedes Detail beschrieben, da bleibt keine Lücke, kein Raum für Geheimnisse; geredet wird präzis, klipp und klar, ohne Schwankungen im Tonfall.

Soll dies eine Parabel sein für die autoritäre Erziehung oder für die Manipulation des Menschen in einer obrigkeitlich konzipierten Gesellschaft? Auf jeden Fall ein höchst zeitgemäßes Buch, gewissmassen ein literarisches Pendant zu den gegenwärtigen Studentenunruhen. Nur dass das Opfer hier weit entfernt ist von Revolte, vielmehr leistet es seinem Erzieher (seinem Peiniger und Henker) beflossen und willig Gehorsam, so dass tatsächlich schwer zu entscheiden ist, wo Renate Rasp den Schwerpunkt der Satire haben will: ob auf dem Onkel, der ein Teufel ist in Gestalt des sorglich rechnenden Kleinbürgers und unter der Maske des Gutmeinens («An Kuno wird nicht gespart» — «Selbstverständlich kann jeder nach seinem Gusto leben») oder auf dem Opfer, das seinen Peiniger zwar durchschaut, aber unfähig ist, Widerstand zu leisten, angebotene Rettungsmöglichkeiten zu nutzen, das willenlos einen fremden Willen als den seini-

gen annimmt und nur heimlich wünscht, die Faust in der Tasche machen zu können!

Die Nähe zu Kafka ist unübersehbar: in der Verbindung des unreal-irrsinnigen Motivs mit den streng realistischen Mitteln einer raffinierten Psychologie. Die Grausamkeit der «Strafkolonie» erscheint transponiert in den intimen Familienrahmen der «Verwandlung» und ist dort nur um so schrecklicher: die Familie wird gesehen als Stätte der Entmenschung, als Gefängnis und Folterkammer. Ein bösartiges, ein höchst unbehagliches Buch also, und doch, als literarische Leistung, l'art pour l'art genommen, bewundernswert, vielleicht sogar *zu* bewundernswert. Denn dies ist vielleicht das Unheimlichste (und das eigentlich Fragwürdige) an Renate Rasps Erzählwerk: dass hier Grausamkeit dargestellt wird nicht nur mit Kühle (wie bei Handke), sondern mit einer fast demonstrativen, bravurösen Kunstfertigkeit.

Sehnsucht nach dem, «was Spass macht»

Auch das Erstlingswerk der 27jährigen Österreicherin *Barbara Frischmuth*, «Die Klosterschule», spielt in einem geschlossenen Raum, und auch es kreist um das Thema der Erziehung¹⁰. Aber die Unterschiede zwischen den beiden Büchern sind ungleich grösser als die thematische Ähnlichkeit. Der Stil Barbara Frischmuths ist, im Gegensatz zu der scharfen Diktion Renate Rasps, differenziert und weich, versenkt mit halb ironischen Zwischentönen und von einer sanft hinterhältigen Liebenswürdigkeit. Eine Litanei gut eingelernter Frömmigkeit, mit leiser Stimme vorgetragen, mühelos und anmutig dahingleitend — und doch gerade durch den immer gleichen, sanft gefügigen Tonfall sich selber ironisierend; eine melodische Folge von pädagogisch-religiösen Allerweltsphrasen, ein lückenloses System der Weisheit und Religiosität, so perfekt, dass es sich schliesslich selber *ad absurdum* führt.

Die erzählende Stimme (es wird immer aus der Perspektive einer Schülerin erzählt) scheint mit den gelernten Regeln in Ein-

klang zu stehen, sie rekapituliert geduldig die Lehre der Schule. Auch hier findet sich kein Versuch offener Auflehnung und nur am Schluss der Gedanke an Flucht — aber freilich ununterbrochen der Versuch, in den Lücken des Systems das eigene Vergnügen unterzubringen: kindliche Spiele, Reden über die unbekannte Welt («Ansonsten interessieren uns noch die Tiere des Urwalds, etwas Geheimnisvolles und Geschichten aus dem Leben»), Liebschaften, geheime Wünsche, die auf alles zielen, was es in der Schule nicht gibt.

Die Welt des Klosters wird allerdings nicht von Unmenschen regiert, sondern von einer Gruppe beliebter und unbeliebter Schwestern; Strenge gibt sich manchmal fast freundlich, Sorge um das Seelenheil paart sich mit Sorge um das körperliche Wohlergehen (da einmal einer Schülerin mit einem Schirm ein Auge ausgestochen wurde, tragen die Schwestern beim täglichen Spaziergang Hornkappen über ihren Schirm spitzen!). Alles ist streng und freundlich, wie es im Lehrbuch steht — und gerade in dieser Mischung, im scheinbaren Abdecken von Härten unserer pädagogischen Wirklichkeit näher als die unerbittliche Parabel von Renate Rasp.

Was freilich in dieser sanften Zucht an Härte versteckt ist, wird nur in einzelnen Kapiteln offenbar — und die Angst, die in den Zöglingen geweckt wird, nur in einem als «Chimäre» bezeichneten Fiebertraum. Wenn hier die Schülerin auf dem Gipfel der Angst ausruft: «Lieber Teufel, um Gottes willen, hilf», so entlarvt dieser paradoxe Satz die Frömmigkeit als blossen Deckmantel einer ängstigenden Macht, vor der schliesslich nur der Teufel retten kann.

Dazu ist ein anderer Satz zu stellen, den die Erzählerin, kritischer und wacher geworden, aber noch immer kindlich genug, in einem Brief an ein Mädchen richtet, das die Schule verlassen hat. «Und vor allem musst du mir schreiben, ob du tust, was dir Spass macht, und wenn du es nicht tust, warum du es nicht tust. Ich würde es ganz bestimmt tun, wenn ich frei wäre, so wie du.» — «Tun, was Spass macht» — obgleich beladen mit der als christlich be-

zeichneten Furcht, dass das schlecht sei, was man gern tut, Wunschtraum des allzu behüteten, streng geleiteten, eingehegten Menschen.

Nicht «das Gewürge von Abhängigkeit und Verpflichtung und Fortdauer»

Auch *Hubert Fichte* hat, vor vier Jahren, ein Buch über eine katholische Erziehungsstätte geschrieben, über das «Waisenhaus», in das der kleine Detlev, sein literarischer Doppelgänger, während der Kriegszeit gesteckt wurde: unter den Einfluss eines strengen Katholizismus, in die Qualen einer von Macht und Grausamkeit einzelner Schüler dirigierten Kindergemeinschaft. Es ist nicht sinnlos, sich an diesen literarischen Erstling zu erinnern, wenn man den neuen Roman des heute dreißigjährigen Fichte betrachtet. Denn der erfolglose Schauspieler, Kunstkritiker, Schriftsteller Jäcki (auch er ein alter ego des Autors), dessen Weg durch die «Palette» wir verfolgen, ist der grossgewordene Detlev des Waisenhauses, und die «Palette» selbst, literarisches Abbild eines Hamburger Gammlerlokals, ist, wie Waisenhaus und Klosterschule, eine Welt für sich, eine eigenen Gesetzen gehorchende Gruppierung von Menschen¹¹.

Ist dies der Ort, den man aufsucht, wenn man, uneheliches Kind eines verschollenen jüdischen Vaters, seine Kindheit im Terror eines Waisenhauses zugebracht hat? Eine solche Verallgemeinerung wäre lächerlich — aber die Gegenüberstellung doch nicht sinnlos. Denn die «Palette» ist konzipiert nicht nur als Gegenwelt zu Waisenhaus und Klosterschule, sondern zu den offiziellen Institutionen unserer Gesellschaft schlechthin. Man könnte sie, mit der Klosterschülerin Barbara Frischmuths, als den Ort bezeichnen, «wo man tut, was einem Spass macht». Eine wirre Triebwelt lebt sich hier aus, Grausamkeit steht am Rande, mehr als Teil der Umwelt, denn als Teil der Palettenwelt, und rückt am Schluss bedrohlich nahe; in der Palette aber herrscht zunächst das Gesetz eines halb gleichgültigen Gel-

tenlassens. Jäcki betritt sie, getrieben von Neugier so gut wie von seiner homosexuellen Veranlagung, wird beim dreizehnten Besuch mit Namen gegrüsst, schliesslich dazu gerechnet, «dazuer, als er sich selbst rechnete». «Ich greife nicht ein», heisst es in einem vorläufigen Fazit seiner Besuche. «Ich mache mich nicht lustig über die andern. Niemand wird bei mir eingreifen, und käme ich im Taucheranzug oder im Abendkleid.» Diese Sätze bezeichnen nicht nur sehr genau die Haltung Jäckis, der immer ein Beobachter bleibt, sondern auch den Lebensstil der «Palette», der kein «Gewürge von Abhängigkeit und Verpflichtung und Fortdauer» ist — aber auch ohne Unterdrückung und Beherrschung.

Nicht eingreifen, nicht verspotten: das scheint, als Norm des Zusammenlebens, recht armselig zu sein — ist es aber durchaus nicht, wenn wir bedenken, dass die «Palette» von all den bisher geschilderten Räumen menschlichen Zusammenlebens der einzige ist, in dem der «Andere» nicht die Hölle ist, kein «Huit-clos» im Sinne Sartres, der einzige Ort auch, den man verlassen kann, wenn man will, ja der sich am Schluss selber auflöst. Hier wird keine «Zelle» beschrieben, der Mensch nicht als Gefangener anderer oder seiner selbst: die Palette ist ein Raum mit durchlässigen Mauern: Zeitgeschichte dringt herein, Bildungsfragen, Wissenschaft, Springerpresse, Ostermärsche (eine grossartige Darstellung eines Ostermarsches aus Palettenperspektive!), Vergangenheit, unbewältigte, nicht zu bewältigende Vergangenheit, staut sich an, und man darf wohl sagen, dass Fichte in der Brechung der Gammlerwelt eine bizarre Form des Zeitromans geschrieben hat.

Dem entspricht auch eine wahre Entfesselung der Sprache, die im «Waisenhaus» differenziert und diszipliniert war, jetzt fast explosiv aufbricht in einem Reichtum, der in der gegenwärtigen Literatur seinesgleichen sucht, in Sprachspiel, alphabetischer Anreihung, Inventarisierung, Parodie, in unmittelbarem Dialog und stichwortartigem Bericht.

«Wo soll man anfangen, sagt Fensterputzerkarl. Es ist soviel. Alle die Gebiete und das eine hängt mit dem anderen zusammen. Das eine ist nicht zu verstehen ohne das andere ... Ich bin zu alt. Ich kann doch nicht mehr alles lesen. Vielleicht können mir die, die schon auf Vorrat gelesen haben, ein bisschen helfen. Deshalb hab ich mein Notizbuch immer dabei.»

Dies Erschrecken vor einem übergrossen Stoff entspricht, mutatis mutandis, der Haltung des Autors zu seinem Gegenstand. Auch er hat gewissermassen sein Notizbuch dabei — es wächst sich zu einem dicken Roman an, und trotzdem muss er am Schluss bekennen, dass er damit nicht zu Rande kommt. So ist die Grunderfahrung, die dieses Buch bestimmt, nicht die Gefangenschaft und Enge (wie bei Bienek und, anders, bei Renate Rasp) und auch nicht die Leere unter dem Ansturm einer Bilderflut wie bei Brinkmann, sondern eine verwirrende Fülle, die nicht zu bewältigen ist. Auch dieser Zug gehört zum Lebensgefühl einer unruhigen, suchenden Generation.

Elsbeth Pulver

¹ Tintenfisch 1, Jahrbuch für Literatur,

Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1968. —

² Kursbuch 13, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1968. — ³ Rolf Schneider,

Die Tage in W., Piper Verlag, München 1967. — ⁴ Horst Bienek, Die Zelle, Hanser Verlag, München 1968. — ⁵ Peter Handke,

Publikumsbeschimpfung, edition suhrkamp 177, Frankfurt 1966. — ⁶ Peter Handke,

Der Hausierer, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1967. — ⁷ Peter Handke, Begrüssung

des Aufsichtsrats, Residenzverlag, Salzburg 1967. — ⁸ Rolf Dieter Brinkmann, Keiner

weiss mehr, Kiepenheuer und Witsch, Berlin 1968. — ⁹ Renate Rasp, Ein ungeratener

Sohn, Kiepenheuer und Witsch, Berlin 1967. — ¹⁰ Barbara Frischmuth, Die Klo-

sterschule, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1968. — ¹¹ Hubert Fichte, Die Palette,

Rowohlt Verlag, Hamburg 1968. Das Waisenhaus, Rowohlt 1965 (rororo Taschen-

buch 1968).